Dichterfreundschaft.

Humoreske von Helmuth Ortmann.

Es gab keine lautere und innigere Freundschaft wie zwischen den Dichtern Willibald Heinsius und Hermann Meinhardt. Freud und Leid theilten sie miteinander, aßen, sofern es dazu reichte in demselben Restaurant, ja sie liebten sogar ein und dasselbe Mädchen. Das hätte freilich recht störend auf ihre Freundschaft einwirken können, wenn einer von ihnen Aussicht gehabt hätte, die Hand der Geliebten zu erlangen. Das war aber vorderhand nicht zu befürchten; denn Vater Hübner war der Meinung, daß man seine Tochter nicht einem Manne zur Frau giebt, der fast ausschließlich vom Pump lebt.

Daß die Freunde dies nöthig hatten, lag nur an der schreienden Ungerechtigkeit der Theater-Direktoren. Jeder von ihnen hatte selbstverständlich mehrere Dramen geschrieben, die fast ebenso selbstverständlich durchweg Meisterwerke waren. Leider sah das die Direktion des Stadttheaters, an die die Stücke mit seltener Beharrlichkeit gesandt wurden, nicht ebenso leicht ein wie die beiden Autoren, und mit gleicher Beharrlichkeit wanderten die Schöpfungen stets wieder in die Hände ihrer Erzeuger zurück.

Eines Tages nun stürmte Hermann Meinhardt auf die Bude seines Freundes, schleuderte den mächtigen Kalabreser in die Waschschüssel und fiel sodann dem höchst verblüfften Willibald um den Hals.

„Mensch, freue Dich mit mir! Mein Stück ist angenommen und wird aufgeführt — wirklich und wahrhaftig aufgeführt."

Der andere starrte ihn an, als sei er das achte Weltwunder, verhielt sich aber im Uebrigen etwa wie das Weib Lots, d. h. er rührte sich nicht von der Stelle.

„Nicht wahr, es ist Dir auch überraschend?" meinte Hermann.

„Heute Morgen im Theaterbureau kommt mir der Direktor liebenswürdig und höflich entgegen und theilt mir mit, daß sie das Trauerspiel „Siegende Liebe" genommen hätten. Sehr verwundert war ich ja allerdings nicht, denn auch Du hieltest gerade dies immer für das Beste von meinen Sachen."

Endlich gewann Heinsius Leben und Bewegung wieder.

„Natürlich, natürlich! Ich gratulire Dir von ganzem Herzen, von ganzem Herzen! Ich habe immer gesagt, daß Du der größte Dichter von uns beiden bist."

Meinhardt lehnte das Lob bescheiden ab. „Warte nur noch ein Weilchen, wenn ich erst einen Namen habe, werde ich auch Dir zur Anerkennung verhelfen."

Der andere schnitt ein etwas säuerliches Gesicht, dann fragte er:

„Warst Du schon bei Helene, um ihr das freudige Ereigniß mitzutheilen?"

Glückstrahlend nickte Hermann.

„Es ist, als wolle das Glück mich jetzt überschütten. Der Erfolg gab mir Muth, sie zu fragen, ob sie mich liebe — sie liebt mich, Willibald, sie liebt mich! Wenn mein Drama aufgeführt ist, will ich mit ihrem Vater sprechen. Denn ich fühle es, ich werde einen großen Erfolg haben."

„Und wann findet die Aufführung statt?"

„In drei Wochen schon, am fünften. Selbstverständlich stehen Dir soviel Billets zur Verfügung, wie Du haben willst."

Auf Willibalds Gesicht erschien ein nachdenklicher Zug.

„Ich wäre Dir sogar recht dankbar, wenn ich dieselben — sagen wir zwölf Stück — möglichst bald haben könnte."

„Gewiß, gewiß, Du sollst sie haben, sobald überhaupt Billets ausgegeben werden. Doch Du entschuldigst mich jetzt wohl, ich muß zum Schneider, mir einen Frack zu bestellen."

Er stürmte davon. Und während Heinsius sich auf dem Ofen ein Paar Würstchen zum Mittagessen warm machte, sah er tiefsinnig vor sich hin wie einer, der sich mit großen Plänen trägt.

Zwei Wochen vergingen. Zwischen den beiden Freunden war alles beim alten geblieben, nur daß sich Heinsius bemühte, Meinhardt möglichst aus dem Wege zu gehen. Das war nicht sehr schwierig, denn die Zeit des Dichters war mit Proben und anderen Dingen so in Anspruch genommen, daß er sich kaum um Willibald bekümmern konnte.

Es war am Ersten. Heinsius bemühte sich eben, in dem kleinen russischen Eisenofen ein Feuer anzumachen, als es an die Thür klopfte und auf sein mürrisches „Herrein" sein Schneider über die Schwelle trat. Sofort nahm er ein liebenswürdiges Gesicht an und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen.

„Morgen, lieber Meister! Na, Sie wollen wohl Ihr Geld haben? Ich kann es Ihnen zwar heute noch nicht geben, aber in ein paar Tagen bekommen Sie es gewiß."

Der ehrsame Meister machte kein sehr hoffnungsfreudige Gesicht. „Das sagen Sie aber immer, Herr Heinsius. Bei Ihnen is auch garnichts zu wollen."

„Sie können sich diesmal darauf verlassen. Und es hängt sogar zum Theil von Ihnen ab, ob Sie Ihr Geld bekommen oder nicht. Von einem Freund von mir wird ein Stück aufgeführt, das viel Geld einbringen kann, wenn es Erfolg hat. Und dazu sollen Sie ihm verhelfen, Meister."

„Ich? Ach, machen Sie doch keine Witze nich, Herr Heinsius."

„Ich mache gar keine Witze, es ist sehr ernst gemeint. Ich weiß ja, daß Sie gern in's Theater gehen —"

„Das wissen Sie? Aber ich bin seit zwölf Jahren nich mehr da gewe-

„Gerade darum müssen Sie mal wieder hingehen, und Ihre Frau und Ihr Söhnchen auch. Ich habe hier drei Billets für Sie. Das Stück meines Freundes ist ein Lustspiel, das kann aber natürlich nur Erfolg haben und Geld bringen, wenn tüchtig gelacht wird. Und das sollen Sie besorgen."

„Wenn ich dann mein Geld kriege, thue ich es mit Vergnügen. Also lachen soll ich, weiter nichts?"

„Nur lachen, und zwar kräftig! Wenn dann der Vorhang das erste Mal fällt, müssen Sie „Bravo!" schreien und nach dem Dichter rufen."

„Schön, das werden wir wohl besorgen! Ich schreie solange nach dem Dichter, bis er kommt."

„Das thun Sie man, und wenn Sie Ihre Sache gut machen, ist Ihnen auch Ihr Geld sicher."

Der Meister ging, und lachend rieb sich Heinsius die Hände.

„Es ist gut, daß der biedere Meister ein so hervorragendes Kunstverständniß besitzt," murmelte er vor sich hin. „Sonst könnte mir der Spaß doch noch verdorben werden."

In kurzen Zwischenräumen erschienen nun Schuster, Bäcker und andere Handwerker. Mit allen verhandelte Heinsius dasselbe, und als er sich des Mittags zum Ausgehen fertig machte, hatte er die fünfzehn Billets, die ihm Meinhardt zur Verfügung gestellt hatte, glücklich alle vertheilt.

Er lenkte seine Schritte zur Wohnung des Freundes. Vor der Thür nahmen seine Züge einen ernsten, bekümmerten Ausdruck an, mit dem er über die Schwelle trat.

„Ich habe eine unangenehme Nachricht, unangenehm für uns beide", sagte er nach der Begrüßung. „Eine alte Tante von mir, der ich großen Dank schulde, liegt schwer krank und läßt mich rufen. Ich werde also wohl der Erstaufführung Deines Werkes nicht beiwohnen können, lieber Freund."

„Das ist traurig. Ich werde Dir aber jedenfalls sofort telegraphiren, wie die Sache ausgefallen ist."

„Das thue nur. Und ich wünsche Dir von Herzen einen großen Erfolg. Was ich thun konnte, Dir einen solchen zu verschaffen, habe ich redlich gethan."

„Nach den Proben habe ich allerdings große Erwartungen. Ich beabsichtigte erst, den ersten Akt noch etwas umzuarbeiten, denn er ist meiner Ueberzeugung nach das einzige schwache an dem Stück. Aber bei der Eile, mit der die Vorbereitungen zur Aufführung betrieben werden, war mir das nicht mehr möglich."

„Es ist absolut nicht nöthig", sagte Heinsius im Brustton der Ueberzeugung. „Doch nun lebe wohl, alter Junge, und auf ein fröhliches Wiedersehen!"

Er ging, und mit einem fröhlichen Pfeifen, das gar nicht zu der Stimmung eines trauernden Neffen paßte, schritt er eine halbe Stunde später zum Bahnhof. — — —

Vier Tage später meldeten die Zeitungen, daß die Aufführung der Premiere des Meinhardt'schen Dramas wegen plötzlicher Erkrankung eines Schauspielers habe verschoben werden müssen. Statt dessen werde „Torquato Tasso" gegeben.

Feierliche Stimmung im Theater vor Aufgehen des Vorhanges. Die ersten Worte des Stückes durchtönten das Haus — da erschallt vom zweiten Rang her dröhnendes Gelächter.

„Bravo, bravo, is ja großartig!" dringt es aus dem Munde eines biederen Grünkramhändlers, der da in der ersten Reihe sitzt. Unwillkürlich richten sich aller Augen auf ihn. „Ruhe!" und „Schmeißt doch den Kerl 'raus!" tönt es von allen Seiten.

„Na, ich werde doch wohl noch lachen können!" meint er entrüstet, zieht es aber doch vor, seine lauten Ausbrüche zu dämpfen.

Einen Augenblick später geht es überall los. Dröhnendes Gelächter erfüllt das Haus, von allen Seiten wird „Bravo!" geschrien. Die Schauspieler sind in Verzweiflung, der Direktor schickt einen Theater-Diener hin, was das zu bedeuten habe. In das Lachen mischen sich gebieterische Rufe nach Ruhe, Zischen, kurz ein allgemeiner Lärm bricht aus.

Endlich wird es wieder still, der erste Akt wird zu Ende gespielt. Kaum aber fällt der Vorhang, erhebt sich wieder wüthendes „Bravo!"-Geschrei, „Der Dichter!" und „Goethe raus!" wird gerufen. Das Publikum im Parkett fängt an zu lachen, andere werden wüthend, der Direktor gelinde gesagt vasend, die Theaterdiener verlieren den Kopf, die Darsteller erklären, die Bühne nicht wieder betreten zu wollen. Endlich findet man die Schuldigen heraus, ein paar Leute, die wie bessere Handwerker aussehen, werden hinausbefördert, aber die Stimmung ist rettungslos verloren, die meisten Zuschauer verlassen schon vor dem letzten Akt das Theater.

Am nächsten Morgen berichten alle Zeitungen der Stadt über den beispiellosen Skandal. Auf die Wohnung des Dichters Willibald Heinsius aber laufen Bäcker, Schneider, Schuster und andere Leute mit verbundenen Köpfen und wuthverbissenen Gesichtern einen förmlichen Sturm, freilich nur um an der Thür zu lesen, daß Herr Heinsius auf kurze Zeit verreist sei. — — —

Ein paar Tage später kommt Heinsius, vergnügt ein Liedchen pfeifend, spät Abends vom Bahnhof her in die Wohnung seines Freundes. Da er kein Telegramm erhalten hat und in den Zeitungen nichts von Meinhardts Stück stand, ist er sicher, daß es vollständig durchgefallen ist.

Aber freudestrahlend, noch im Frack, kommt ihm sein Freund entgegen.

„Gratulire mir, habe einen glänzenden Erfolg gehabt! Fünfzig Aufführungen sind mir sicher, dazu natürlich Helenens Hand. Ich sage Dir, — es war großartig heute Abend."

„Heute Abend? Ja wieso — ich verstehe nicht — —" stammelte der fassungslose Willibald.

„Hast Du denn nicht gehört, daß mein Stück um ein paar Tage verschoben worden ist? Unser Heldendarsteller X. war leicht erkrankt, so daß er am Auftreten verhindert war. Schade, daß Du nicht ein paar Stunden früher gekommen bist, so hättest Du mit dabei sein können. Wie geht es übrigens Deiner Tante?"

„Sie ist todt", sagte Heinsius mit Grabesstimme. Und diesem traurigen Umstand war es wohl auch zuzuschreiben, daß er keine rechte Freude über das Glück seines Freundes an den Tag legen konnte.

Am nächsten Morgen aber hatte er einen harten Strauß mit seinen Gläubigern zu bestehen, die ihm die verhängnißvollen Freibillets und seine wohlmeinenden Rathschläge hinsichtlich ihres Benehmens im Theater nicht vergessen hatten. Alle seine Ausreden und Entschuldigungen waren ihrer gerechten Entrüstung gegenüber ohne Erfolg.

Und während er sich mit umdüstertem Gemüth auf das baldige Erscheinen des Gerichtsvollziehers gefaßt machte, gingen allerlei tiefsinnige Betrachtungen über das Wesen wahrer und uneigennütziger Dichterfreundschaft durch seine bis ins Innerste äußerst betrübte Seele.

Der Wechsel.

Von Wilhelm von Buttlar.

Es waren sehr schlechte Zeiten. Das Geld war rar und in meiner Kasse am rarsten. Eines Morgens stand ich sehr spät mit dem Bewußtsein auf, mein Wechsel sei heute fällig und müsse bis 3 Uhr bezahlt werden, ohne daß ich jedoch mehr als der Mann im Mond wußte, woher ich das Geld dazu nehmen sollte. Ich hatte in der Nacht allerlei von unnützen und tantalusartigen Versuchen geträumt, etwas in meinen Taschen zu finden. Als ich erwachte, zeigte es sich, daß es mehr als ein Traum war. Beim Anziehen ging heute Alles verkehrt. An den Beinkleidern fehlte ein Knopf, im Oberhemd wollten die Knöpfe nicht sitzen, die Kragenknopflöcher waren stärkeverklebt, der Schlips rutschte immer hoch — so ging das weiter. Und immerfort wiederholte mein Gehirn den einen Satz: „Wo soll ich das Geld hernehmen?"

Beim Frühstück ging's auch nicht besser. Der Kaffee war siedend heiß, die Brötchen steinhart und mein Appetit schwach. Auch hatte jeder Gegenstand die boshafte Tücke, mir aus der Hand zu fallen. Das Brötchen suchte sich einen Platz auf meinen neuen Beinkleidern, natürlich mit der gestrichenen Seite auf dem Stoff, der Sahnengießer zerschellte und ergoß seinen Inhalt über die Morgenzeitung — es war zum Verzweifeln. „Wo soll ich das Geld hernehmen", repetirte mein Gehirn bereits automatisch.

Ein Uhr Mittags! Bis drei Uhr muß der Wechsel eingelöst sein! Ich nahm mein Notizbuch hervor, als sollte mir aus ihm eine Erleuchtung kommen. „Kann ich nicht schnell noch etwas von meinen Außenständen eintreiben? dachte ich. Ich Thor! Wer konnte jemals eine Schuld eintreiben, wenn er Geld gebrauchte!

Ein halb zwei Uhr! Wo nehm' ich die dreihundert Mark her? Ich dachte an Vanderbilt, an die italienischen Banknotenfälscher, an das große Loos, an Hiobs Katze und — an meine eigenen leeren Taschen.

Zwei Uhr. Nie in meinem Leben hatte ich so ernsthaft gegrübelt. Aber mit Denken kann man keinen Wechsel einlösen. Doch siehe! Plötzlich kam mir ein brauchbarer Gedanke. Zu dumm, nicht gleich darauf zu kommen! „Ich will mir das Geld borgen!" rief ich so laut, daß ich selbst erschrank.

Und spornstreichs rannte ich zu meinem Nachbar, Herrn A.

„Lieber Herr Nachbar", sagte ich. „Sie sind ein wackerer Mann. Thun Sie mir den Gefallen und leihen Sie mir schnell dreihundert Mark."

„Dreihundert Mark!" rief er aus und rollte mit den Augen wie ein Patagonier vor dem Grammophon. „Ich habe keine einzige im Hause, und wenn es mein Leben gälte. Der letzte Pfennig ist hin. Mein Sohn hat zweiundvierzigtausend Mark an meinen Trassenten remittirt, ehe ich diesen Morgen in's Kontor herabkam.

Ich merkte, daß hier nichts zu bekommen war. Und da ich ohnedies keine Zeit zu verlieren hatte, eilte ich zu meinem besten Freund Herrn B.

„Mein theurer Freund", sagte ich, „leihen Sie mir aus besonderer Gefälligkeit für einige Tage dreihundert Mark."

„Dreihundert Mark!" sagte er. „Ja, brauchen Sie denn das Geld?"

„So dringend", erwiderte ich, „daß ich es nicht nöthiger brauchen könnte, wenn es für mich selbst wäre."

„Ja, wissen Sie, es thut mir leid", meinte er nach einer mir unendlich dünkenden Kunstpause, „aber heutzutage ist das Geld knapp. Geld! Ich glaube wirklich, es ist alles auf den Grund des Meeres gesunken. Teufel auch! Und gleich 300 Mark! Wahrhaftig, wenn ich einen Zehnmarkschein hätte, ich würde in der Stadt umherlaufen und ihn als Rarität sehen lassen."

„Also gut", sagte ich zu mir, „jetzt muß ich meinen dritten Versuch machen." Also rannte ich zu meinem dritten Bekannten und trug ihm dieselbe Bitte vor.

„Dreihundert Mark", sagte er mit einem Gesicht wie ein Kieler Bückling, der plötzlich in Schlagsahne eingepackt wird. „Dreihundert Mark in diesen schlechten Zeiten. Ich bitte Sie! Alle Welt macht ja Bankerott! Und die Banken diskontiren nicht mehr."

Wie die Posaune des jüngsten Gerichts schlugen diese letzten Worte an mein Ohr: Und die Banken diskontiren nicht mehr.

Aber noch immer nicht völlig entmuthigt — es war bereits halb 3 Uhr — raste ich im Sturmschritt zu meinen Freunden D. und E. und F. Ueberall dasselbe Lied: Schlechte Zeiten — Fallliten, die Banken diskontiren nicht mehr — es kommt kein Geld ein.

Himmel, hast du keine Flinte! Was sollte nun werden. Halt! Eine letzte Aussicht blieb mir noch: der würdige Herr Aaron Scharf. Zu ihm!

Der listige alte Fuchs, der an der Ecke seiner Straße mit einem banterotten Kaufmann und einem prozeßlosen Rechtsanwalt im Gespräche stand, sah mich wohl im Tempo eines Tourenrennen-Automobils herankommen. Gewiß, er sah mich kommen und wußte sofort, was ich wollte — denn diese Menschen können ebensogut das Nahen eines geldbedürftigen verzweifelten Schuldners wittern, wie ein Geier ein Aas wittern kann — aber er that, als sähe er mich nicht. Er wußte ganz gut, daß ich keine halbe Stunde Zeit mehr zu verlieren hatte, und ich, daß es das unwichtigste Zeug von der Welt war, was die Drei da verhandelten.

Trotzdem scheute ich mich, ihn direkt anzusprechen. Er wiederum vermied es sorgfältig, nach mir hinzusehen. Fast zehn Minuten wartete ich so, seine Gefährten mit ihrem unnützen Gewäsch tausend Meilen davon wünschend; und alle zehn Sekunden warf ich einen verstohlenen Blick nach dem Zifferblatt der Rathhausuhr hinauf, das Fortschreiten des Zeigers beobachtend, der mit fürchterlicher Schnelligkeit dem Punkte zueilte, jenseits dessen es für meinen Kredit keine Rettung mehr gab. Es war mir geradezu räthselhaft, daß er mich nicht sehen konnte oder richtiger nicht sehen wollte; denn ich war in viel zu großer Aufregung, um daran zu denken, daß die Menschen, und vornehmlich die Wucherer, diejenigen, die sie in ihrer Gewalt haben, gern zu quälen pflegen. Die zehn Minuten erschienen mir wie ebenso viele Stunden. Endlich aber stellte sich mein Mann, als werde er mich plötzlich gewahr.

„Ah, Herr Schwarzhaupt! Wie geht es Ihnen?

Mein Herz saß mir in der Kehle; denn es waren nur noch wenig mehr als zwanzig Minuten Zeit bis zum Schluß der Bank, und mein Wechsel war noch nicht bezahlt. Fürwahr, nichts Wünschenswerthes für einen Mann, der einen guten Namen und einen guten Ruf an der Börse zu haben bestrebt ist. Ich war kaum imstande, meine Verlegenheit zu schildern, aber ein Wucherer kann ja die Nebenumstände auch aus halben Worten entziffern.

„Geld leihen!" rief er aus. „Das ist so ganz und gar nicht meine Sache, das thue ich nie."

„Nein, gewiß nicht, ich weiß," sagte ich.

„Nein," erwiderte er, indem er mit größter Gleichgiltigkeit seine Schnupftabakdose hervorzog und mir eine Prise anbot, „aber schließlich aus besonderer Gefälligkeit, weil Sie es sind — ich kenne jemand, der es vielleicht thun wird."

„Wer ist es?" fragte ich mit ebenso erheucheltem Ernst, obschon ich recht gut wußte, daß dieser Jemand niemand anders als Aaron Scharf selbst war.

„Ich will zu ihm gehen und Ihnen dann Bescheid geben," versetzte mein wackerer Freund, „kommen Sie in einer Viertelstunde zu mir — möglich, daß es sich machen läßt."

„In einer Viertelstunde? Aber nicht wahr, Herr Scharf, bestimmt; denn es ist keine Minute zu verlieren."

Der Kerl sah so ruhig aus, als wäre das ganze Geschäft nicht mehr werth als ein Strohhalm. Wir trennten uns, und ich sah ihn die Straße hinaufgehen, das Postgebäude umschreiten und sich dann in seine Höhle begeben, ohne daß er unterwegs mit einer Seele gesprochen hätte. Als zehn Minuten um waren, ging ich zu ihm.

„Nun, Herr Scharf?"

„Ich bin bei dem Manne gewesen, aber er ist nicht zu Hause."

Das dachte ich, heißt zehn Prozent mehr von mir fordern. „Aber die Sache eilt, Herr Scharf!" sagte ich dringend.

„In fünf Minuten werde ich ihn sicherlich treffen," entgegnete er. „Warten Sie hier, und ich will mich wieder auf den Weg machen."

Daß ich diesem Gesellen einen Stein in's Gesicht schleudern könnte! Das Geld alle diese Zeit über in der Tasche — seine Beute zu Tode zu quälen, ehe er sich ihrer bemächtigt!

Mein wahrheitsliebender Freund ging wieder fort, spazierte rund um das Postgebäude herum und kam wieder zurück. Es war beinahe drei Uhr, und ich stand wie auf Kohlen, jede Minute schien mir eine Stunde.

Nun, Herr Scharf, was sagte der Mann?"

„Was er sagte?" versetzte der Biedermann, den Kopf schüttelnd. „Nun, er sagte, daß heutzutage Geld Geld ist."

„Ganz richtig, Herr Scharf, das wußte ich bereits vorher. Aber um Himmels willen! Will er meinen Wechsel bezahlen?"

„Er ist nicht abgeneigt," erwiderte mein Quäler mit unheimlicher Ruhe und äußerster Gleichgiltigkeit.

„Und für wieviel, Herr Scharf?"

„Er will es nicht unter 50 Prozent thun."

„50 Prozent! Herr Scharf, sicherlich, Sie haben sich verhört, 50 Prozent auf drei Monate! Das ist ja entsetzlich!"

Der Wucherer bewegte bei diesen Ausrufen keinen Muskel seines Gesichtes. Er sagte kein Wort, sondern ließ sich gleichgültig auf einen Stuhl nieder, obschon er wußte, daß mein Kredit nicht drei Minuten mehr zu leben hatte — ja, er nahm sogar eine Zeitung zur Hand und stellte sich, als ob er lese.

Kieselherziger Schurke! dachte ich bei mir. „Sagten Sie wirklich 50 Prozent?"

„Ja," entgegnete der Menschenfreund, ohne aufzusehen.

Ich sah ihn einen Moment starr an, dann warf ich einen Blick auf meine Uhr; es war genau zwei Minuten vor drei Uhr.

„Hier ist mein Wechsel, Herr Scharf, Kommen Sie, schnell."

Er zählte das Geld auf, gemächlich ein Goldstück nach dem andern. Ich flehte ihn an, sich zu beeilen, konnte endlich das Geld einstreichen und eilte zur Thür. „Warten Sie," rief er, „Sie haben meine Provision vergessen!"

„Provision! — Zum Henker! — Aber keine Umstände — wieviel ist's?"

„Sie haben einen so unvortheilhaften Handel mit ihm gemacht," versetzte er ruhig, „daß ich wohl nicht viel fordern darf. Allein, da ich für meine Familie sorgen muß — Sie wissen — nun, mit zwanzig Mark soll's gut sein."

Seine Familie muß aus Vampyren bestehen, dachte ich. In diesem Augenblick begann die Rathhausuhr drei zu schlagen. Ich fuhr zur Thür hinaus und war unten auf der Straße, als wäre der Gerichtsvollzieher mir auf den Fersen. Ich rannte gegen einen Rollwagen, sprang über den Schubkarren eines Straßenkehrers, stieß einen Schutzmann an, drängte mich durch die Passanten vor dem Bankgebäude, stolperte die Treppe hinauf, stieß mir an der Thür die Nase entzwei und stürzte an den Schalter in der letzten Sekunde der letzten Minute der letzten Stunde des letzten Fälligkeitstages.

„Sie haben noch eben Ihren Termin eingehalten," sagte der Bankbeamte.

Beim Fortgehen sah ich auf der Straße ein großes Ungeheuer von Bullenbeißer mit einem elenden, halbverhungerten Pinscher unter seinen Pfoten, dem er gerade den letzten Athemzug auspreßte. — Ein Wucherer mit seinem Schuldner!

Die Tochter der letzten Dey von Algier.

Aus Kairo berichtet man: Im Alter von 110 Jahren starb hier dieser Tage Anima Hanem, die Tochter des letzten Dey von Algier. Sie war bis zum letzten Abend ihres Lebens körperlich und geistig frisch und erzählte nicht bloß treu Szenen von der Einnahme Algiers durch die Franzosen, sondern erinnerte sich sogar noch an das Bombardement ihrer Heimathstadt durch Lord Exmouth im Jahre 1816. Als ihr Vater Hussein durch seinen unglückseligen Einfall, seinen Fliegenwedel dem französischen Konsul an den Kopf zu werfen, den Konflikt mit Frankreich verursacht und gleich darauf durch den französischen Marschall Bourmort Thron und Reich verloren hatte, flüchtete die Dey-Familie zuerst nach Livorno, dann nach Neapel, schließlich nach Alexandrien. Hier heirathete Anima den ägyptischen Pascha Taymar. Vor fünf Jahren, im Alter von 105 Jahren, entschloß sich Anima zur Uebersiedelung nach Kairo.

Gedankensplitter.

Es kann sein, daß nicht Alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält, (denn er kann irren); aber in Allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein (er soll nicht täuschen). Kant.

* * *

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Jean Paul.

* * *

Es giebt keine unbiegsameren und härteren Menschen, als die immer mit Betrachtung ihres Unglücks beschäftigt sind. E. Ch. Kleist.

Ein satter und ein hungriger Mann werden sich immer schwer verständigen.

Luftig.

Er: „Habe in meinem Leben erst einmal einen Korb bekommen!"
Sie: „So, wann war denn das?"
Er: „Als ich zur Luftschifferabtheilung kommandirt wurde!"

Diplomatie.

„Wissen Sie, mit der Diplomatie ist es eine eigene Sache."

„Ja, die Diplomatie ist die Kunst, den andern glauben zu machen, daß man glaubt, was man nicht glaubt."

Nicht abzuweisen.

Hausirer: „Kaufen Se mir ab 300 Lieder zum Mitsingen for nur 10 Cents."

Herr: „Kann ich nicht gebrauchen. Ich habe gar keine Stimme."

Hausirer: „Nu, singen Se, so gut Se kennen."

Vorm Theater.

„Aber, Dorchen, du weißt doch, ich bin Anwalt, weshalb nennst du mich denn immer Theatervorsteher?"

„Na, weil de eben jeden Abend vor's Theater stehst."

Aus der Schule.

„Wenn ein Wirth sechs lebende Hühner hat, und es kommt eine Gesellschaft, die drei und ein halbes davon ißt, wieviel Hühner leben noch?"

„Zwei und ein halbes."

Berliner Junge.

Fritz: „Vater, nimmste mir morjen mit in'n Jrunewald?"

Vater (freundlich): „Wie heißt es, mein Junge?"

Fritz: „Lieber Vater, nimmste mir morjen mit in'n Jrunewald?"

Vater (ernster): „Junge, wie heißt es?"

Fritz: „Bitte, lieber Vater, nimmste mir morjen mit in'n Jrunewald?"

Vater (ärgerlich): „Bengel, wirst Du's nun bald richtig sagen?"

Fritz: „Na, Vater, wenn ick nu mich sage — — nimmste mir denn mit?"

Kindliches Spiel.

Die Mutter eilt in die Kinderstube und sagt zu ihrer kleinen Tochter:

„Minna, wie kannst Du nur so lärmen und schreien? Spiele doch ruhig wie Tommy, siehst Du, den hört man nicht."

„Natürlich lärmt er nicht," entgegnet das Mädchen, „das ist eben unser Spiel. Er ist der Papa, der spät nach Haus kommt, und ich bin Du."

Doppelsinnig.

Professor: „Gnädiges Fräulein haben sich verlobt, wie ich höre?"

Fräulein: „Die Verlobung ist schon wieder aufgehoben, Herr Professor."

Professor: „Ei, ei, wie schade . . . und wie hieß denn der Glückliche?"

Im Eisenbahnwagen.

„Können Sie mir sagen, wann wir in Warschau ankommen?"

„Nein, gnädiger Herr; aber auf dem Bahnhof in Warschau hängt eine große Uhr. Wenn wir dort ankommen, können Sie gleich nachsehen."

Etwas anderes.

Erster Geschäftsreisender: Sie armer Mensch! Sie werden also überall, wo Sie Ihre Waaren anbieten, hinausgeworfen?

Zweiter Geschäftsreisender: O, das hat gar nichts zu sagen. Die Tour, die ich jetzt mache, ist eigentlich mehr eine Vergnügungsreise.

Zwei Unglücksfälle.

Seg mal, Hein, wat machste denn för en Gesicht, din Olle is wohl gestorbe?

Das schon, aber min Snapsbuttel is mi o noch uten Finster 'fallen.